

Wir alle sind heute Morgen durch die Neue Frankfurter Altstadt in den Dom gegangen. Das wiedererrichtete Dom-Römer-Quartier macht erneut bewusst, dass Kathedralen und Kirchen seit Jahrhunderten die Stadtbilder Europas prägen. Sie sind Zeugen christlichen Glaubens, der sich zumindest im Mittelalter im Leben der Menschen widerspiegelte. Hier kam man zusammen, um zu beten, einander zu begegnen und dadurch gestärkt, wieder in den Alltag zurückzukehren. Der Alltag fand dann in den Gassen und Häusern, die um die Kirchen herum gebaut waren, statt. Diese waren ihrerseits von Mauern umgeben, boten Sicherheit und grenzten Rechtsbereiche ab. Man unterschied auch deutlich heilige von unheiligen Orten. Wer zum heiligen Ort wollte, musste aus der Welt des Unreinen aufbrechen. Nur am heiligen Ort konnte man das Heil erlangen.

Es fällt uns heute nicht schwer, die Unterschiede eines solchen mittelalterlichen Weltbildes im Blick auf unsere Spätmoderne zu benennen. Fernsehgottesdienste, religiöse Internetportale und Radioübertragungen von Andachten machen deutlich, dass der Ort des Heiligen nicht durch Mauern aus Stein zu umschreiben ist. Wenn wir heute Morgen im Dom zu Frankfurt zusammen kommen, um den hl. Josefmaria Escrivá zu ehren, dann ist das genau seine Botschaft an uns in unserer Zeit: Jede noch so alltägliche Situation birgt etwas Heiliges in sich.

Bei einer Hl. Messe auf dem Campus der Universität von Navarra am 8. Oktober 1967 hat der Gründer des Opus Dei genau diese Wirklichkeit beschrieben. Wenn wir die Gotteshäuser allein als einzigen Standort christlichen Lebens ansehen, in denen wir an heiligen Zeremonien teilnehmen und uns darin von der gewöhnlichen Welt, die draußen ihre Wege geht, abkapseln, dann würde sich die Lehre des Christentums wie eine Tangente verhalten, die einen Kreis allenfalls berührt, in ihn aber nicht wirklich eindringt. Deshalb sind die Worte des hl. Josefmaria so hörenswert: „Achtet für einen Augenblick auf den äußeren Rahmen unserer Eucharistie (...): Das Kirchenschiff ist der Campus der Universität, das Altarbild die Universitätsbibliothek, (...) über uns wölbt sich der Himmel von Navarra (...). Dort, unter euren Mitmenschen, in euren Mühen, eurer Arbeit und eurer Liebe, dort ist der eigentliche Ort eurer tagtäglichen Begegnung mit Christus. Dort, inmitten der durch und durch materiellen irdischen Dinge müssen wir uns bemühen, heilig zu werden, indem wir Gott und allen Menschen dienen.“

Diese Worte haben nichts an Aktualität verloren. Ja, sie sind für uns Christen im 21. Jahrhundert von entscheidender Bedeutung. Denn sie weisen uns darauf hin, dass wir die Welt

leidenschaftlich lieben sollen, weil die Welt nicht schlecht ist, denn Gott selbst ist in ihr zu finden. Daraus ergeben sich einige Folgerungen:

1. Wenn die Welt gut ist, weil sie Gottes Schöpfung ist, dann ist auch die Arbeit nicht Folge des Sündenfalls, sondern sie ist ein gottgewollter Auftrag. Deshalb sagt uns der hl. Josefmaria: „Jede noch so alltägliche Situation birgt etwas Heiliges, etwas Göttliches in sich, und euch ist es aufgegeben, das zu entdecken“. Darin liegt eine wichtige Aufgabe für uns. Es gilt, Gott zu entdecken, der in dem unendlichen Feld der menschlichen Arbeit Tag für Tag auf uns wartet.

Wie geschieht das? Wie können wir Gott in dieser Welt und in den vielfältigen Augenblicken des Alltags erkennen? Der hl. Josefmaria würde uns sagen, dass es dann möglich ist, Gott in dieser Welt zu entdecken, wenn unser ganzes Leben in der Kontemplation wurzelt. Was aber ist ein kontemplatives Leben?

Der niederländische Theologe Henri Nouwen erzählt einmal, wie ihm bei einem Stadtrundgang durch Rom im Blick auf den Elefanten mit dem Obelisk vor der Kirche Santa Maria sopra Minerva eine Geschichte einfiel, die davon erzählt, dass ein kleiner Junge zu einem Bildhauer kommt und sieht, wie dieser einen Marmorblock bearbeitet. Nach zwei Wochen kommt er wieder und sieht an der Stelle einen Löwen stehen. Begeistert ruft er aus. „Sir, woher wussten sie, dass im Marmorblock ein Löwe steckt?“ Und dieser antwortete: „Der Löwe in meinem Herzen hat den Löwen im Marmorblock gesehen.“

Will ich Gott in dieser Welt entdecken, muss ich ein Bild von Gott in meinem Herzen tragen. Deshalb empfiehlt der hl. Josefmaria, täglich das Leben Jesu beim Rosenkranzgebet zu betrachten, in der Hl. Schrift zu lesen und diese zu betrachten und den Herrn oft im Tabernakel zu besuchen. So formt sich ein Bild von Jesus in unserem Herzen und wir werden IHN in dieser Welt und in unserem Alltag erkennen.

2. Je mehr ich Gott im Blick habe, umso mehr werde ich auch erkennen, wer ich selber bin. Gott, so sagt es der Evangelist Johannes, ist die Liebe. Als sein Geschöpf bin ich daher immer schon von Gott geliebt. Das ist meine Identität. Der hl. Josefmaria Escrivá lehrte daher unermüdlich die Botschaft von der Gotteskindschaft.

Das Leben in der Gotteskindschaft ist eine große Herausforderung für den Christen. Denn als Kind Gottes leben heißt, täglich neu die Liebe, die Gott zu mir hat, anzunehmen. Indem ich die Liebe, die Gott zu mir hat, annehme, geschieht etwas Wesentliches: Ich selbst gebe Gott Raum in meinem Leben. Ich muss nicht mehr ängstlich an meinen Sorgen kleben, ich muss nicht begierig mich selbst immer neu in den Mittelpunkt stellen, ich kann vielmehr gelassen

von mir absehen. Joseph Ratzinger hat dies sehr beeindruckend bei der Feier der Dankmesse zur Seligsprechung des Gründers des Opus Dei gesagt: „Er (der hl. Josefmaria) wusste, dass nicht wir uns selbst gerecht machen können; so wie die Liebe das Passiv des Geliebtwerdens voraussetzt, so ist auch die Heiligkeit immer mit einem Passiv verbunden: Das Annehmen des Geliebtseins von Gott. Seine Gründung heißt Opus Dei, nicht Opus nostrum. Er wollte nicht sein Werk schaffen, (...) nicht für sich ein Monument bauen, (...) sondern er wollte Gott Raum geben, damit sein Werk geschehe.“

Gott Raum geben in unserer Zeit: Das ist unsere Berufung, so wie wir es im Gebet zur Verehrung des hl. Josefmaria beten, wenn wir darum bitten, „die Wege der Erde mit dem Licht des Glaubens und der Liebe zu erhellen“.

Als der hl. Josefmaria Escrivá am 2. Oktober 1928 vor seinem geistigen Auge das Opus Dei entstehen sah, die Heiligkeit der gewöhnlichen Christen, die Heiligung der Arbeit und die Wege und Mittel des Apostolates von Mensch zu Mensch auf der ganzen Welt, da, so sagte er es später einmal, „war es mit meiner Ruhe vorbei, und ich begann zu arbeiten.“

Wenn wir uns daher erneut von der Wirklichkeit Gottes berühren lassen, wenn wir erneut annehmen, von Gott geliebt zu sein, weil wir im Glauben anerkennen, dass Gott die Liebe ist, dann ist es an uns, heute mit der Arbeit zu beginnen, und die Welt mit Gott in Berührung zu bringen, damit alles in Christus neu werde und wir erkennen, dass Gott alles und in allem ist. Amen.